

Steffen Martus Carlos Spoerhase Geistesarbeit

Eine Praxeologie
der Geisteswissenschaften
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2379

Der Ausdruck »Geisteswissenschaftler« evoziert das Bild von einsamen Menschen am Schreibtisch, deren ganze Aufmerksamkeit der versunkenen Auseinandersetzung mit komplizierten Texten gilt. Aber stimmt dieses Bild? Nur mit großen Einschränkungen, sagen Steffen Martus und Carlos Spoerhase, die in ihrem Buch im Rückgriff auf zahlreiche unpublizierte Quellen die Praxis der Geistesarbeit am Beispiel Peter Szondis und Friedrich Sengles untersuchen. Sie zeigen, was Forschen, Lehren und Verwalten im akademischen Alltag tatsächlich bedeuten, vor welchen Herausforderungen die Geistesarbeit jeden Tag steht und was sie leistet. Gegen die abstrakte Rede von der »Krise der Geisteswissenschaften« plädieren sie für eine Neujustierung des Blicks, und zwar darauf, was an einem geisteswissenschaftlichen Arbeitsplatz wirklich geschieht.

Steffen Martus ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Carlos Spoerhase ist Professor für Germanistische Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld.

Steffen Martus
Carlos Spoerhase
Geistesarbeit

*Eine Praxeologie der
Geisteswissenschaften*

Suhrkamp

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2379
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29979-1

www.suhrkamp.de

»Intelligent practice is not a step-child of theory.«
(Gilbert Ryle)

Inhalt

Einleitung: Weshalb über die Praxis
der Geisteswissenschaften nachdenken? 9

1. Geisteswissenschaftliches Arbeiten 46
2. Soziale Praktiken 59
3. Delegieren und Zuarbeiten 71
4. Individualisieren und Kollektivieren 91
5. Spezialisieren und Generalisieren 102
6. Publizieren als Kollaborationspraxis 111
7. Die Regeln der Praxis 123
8. Die Verbindlichkeit der Praxis 134
9. Die Vielfalt von Normen 142
10. Die Moderation von Normen 152
11. Theorie in der Praxis 163
12. Theoretisieren 173
13. Theoretisieren und Publizieren 186
14. Theoretisieren und Transferieren 207
15. Gegenstände des Theoretisierens 224
16. Epistemische Dinge 235
17. Interobjektivität 249
18. Problematisieren 264
19. Seminararbeiten schreiben 279
20. Lektürepraktiken koordinieren 292
21. Der Lehrstuhl als Praxiszusammenhang 307
22. Dienste versehen 316
23. Arbeiten in Teams und Gruppen 324
24. Institutionalisierten und Inkorporieren 339
25. Räume der Praxis 355
26. Lehrveranstaltungen als Praxisgefüge 364
27. Praxis und Präsenz 374
28. Konferieren 385
29. Die Vielfalt des Teilnehmens 397
30. Kommunikation unter Anwesenden 410
31. Praktiken der Soziabilität 425
32. Das langsame Entstehen einer Praxis 437

- 33. Kollegiale Papierpraktiken 450
- 34. Praktiken der Selbstdarstellung 466
- 35. Das unmerkliche Ende einer Praxis 475

Nachwort:

»... denn sie wissen nicht, was sie tun« 482

Dank 488

Nachweis 490

Anmerkungen 491

Abbildungsverzeichnis 587

Unveröffentlichte Quellen 592

Literatur 606

Einleitung: Weshalb über die Praxis der Geisteswissenschaften nachdenken?

Dramedy des Geistes

Im Sommer 2021 war es so weit: Mit *The Chair* haben es die Geisteswissenschaften zu Netflix geschafft. Bekannte Schauspielerinnen und Schauspieler,¹ die zuvor in *Greys Anatomy* (Sandra Oh), *Transparent* (Jay Duplass) oder *13 Reasons Why* (Nana Mensah) als Ärztinnen, Musikproduzenten oder Krankenschwestern aufgetreten waren, geisterten nun durch das English Department der Pembroke University. Die Vorfreude war groß: Endlich würden wir dem Geist bei der Arbeit zuschauen dürfen. Die Handlung der Serie war dann geprägt von dem Tenure-Verfahren einer jüngeren Kollegin, der Organisation des Lehrangebots, dem Umgang mit Studierendenprotesten, dem Kampf um die angemessene Raumausstattung oder der Suche nach passenden Kandidaten für administrative Ämter. Die Arbeit des Geistes erschöpfte sich aus der Perspektive von *The Chair* weitgehend in der akademischen Selbstverwaltung.

Wo aber blieb die Forschung? Hier scheiterte mal eine Person am Kopierer, dort saß eine am antiquiert anmutenden Microfichelesegerät. Das zeugt durchaus von Realitätssinn. In keiner Szene aber sah man, was die Mitglieder des Departments in der Bibliothek oder ihrem Büro am Schreibtisch tun (nicht auf der Couch oder am Fußboden!). Gerade die Tätigkeiten also, die gemeinhin im Zentrum des geisteswissenschaftlichen Selbstbilds stehen, wirkten offenbar zu langweilig und unspektakulär, um auch nur Gegenstand eines satirischen Augenzwinkerns zu werden. Von außen gesehen passiert ja auch wirklich nicht sehr viel: Der angestrengte Blick richtet sich starr auf ein Papier, auf ein Buch oder einen Bildschirm. Manchmal kratzt sich die am Arbeitstisch sitzende Person am Kopf, legt das Kinn in die Hand, rückt den Stuhl, greift nach einem Buch oder einer Kopie. Wenn es gut läuft, bewegen sich die Finger auf der Tastatur. Wenn es schlecht läuft, steht sie kurz auf, geht aus dem Zimmer, kehrt mit einer Tasse Kaffee zurück. Dann wieder Stille. Es handelt sich um eine unscheinbare und einsame Tätigkeit.

Die Netflix-Serie blickt strikt in Richtung des hektischen akademischen Betriebs. Diese betriebliche Seite der Wissenschaft hat in Deutschland im Rahmen der grundlegenden Reformen der letzten beiden Jahrzehnte das Bild geprägt: eine Welt des »akademischen Kapitalismus«,² in der immer häufiger »Strategiepapiere und Zukunftskonzepte, quantitative Indikatoren, Leistungsvergleiche und Evaluationen, Pakte, Selbstverpflichtungen und Zielvereinbarungen, strategisches Management, Qualitätssicherung und Monitoring sowie das Wissenschaftsbranding und Wissenschaftsmarketing« den Ton angeben.³ Neue Qualifikationswege (Juniorprofessur, Nachwuchsgruppen u. a.), Projektorientierung und Verbundforschung (nicht zuletzt stimuliert durch die Exzellenzinitiative), die Ersetzung von schwer messbarem, aber mächtigem Renommee durch die Drittmittelquote oder die nachdrückliche Forderung jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach der Planbarkeit von Karrieren sowie der Vereinbarkeit von Beruf und Familie haben die Imagination des zurückgezogen forschenden Geistesheroen zunehmend irritiert. In *The Chair* tritt er allenfalls noch als vertüdelter, nicht mehr wirklich zurechnungsfähiger älterer Mann im unförmigen Tweed-Sakko auf, der seine große Zeit offenbar lange hinter sich hat.

The Chair ist eine Serie, die Genrekonventionen gehorcht. Sie folgt aber auch einer anderen Konvention: der merkwürdigen Trennung von Geist und Arbeit. Einerseits findet sich kulturell die Bereitschaft zur Emphasisierung des einsamen Einzelgeistes, dessen wissenschaftliche Aktivität den Blicken – auch der Dramey – entzogen wird. Andererseits wird die zur Schau gestellte Arbeit als etwas Ungeistiges dargestellt. Die Serie gibt das in chaotischer Betriebsamkeit versinkende Berufsleben des akademischen Departments der Lächerlichkeit preis und isoliert es von der wissenschaftlichen Arbeit im engeren, eigentlichen Sinne. Der quälende administrative Alltagsquatsch negiert also nicht notwendig die Vorstellung einer ehernen Einsamkeit des Forschens, sondern rückt diese geistige Tätigkeit vielmehr in einen separaten Bereich. Diese Aufspaltung des geisteswissenschaftlichen Arbeitslebens findet sich nicht nur in Netflix-Serien, sondern auch in der geisteswissenschaftlichen Selbstbeobachtung, wenn die eigentliche Tätigkeit, die einsam am Schreibtisch stattfinden muss, von dem ganzen Rest geschieden wird, der mit einem gewissen Widerwillen auch erledigt sein will.

Es verwundert deshalb nicht, dass trotz aller Satiren auf die Wissenschaft, deren Arbeitsbedingungen sich in den vergangenen Jahrzehnten tiefgreifend verändert haben, das Bild der geisteswissenschaftlichen Praxis merkwürdig stabil bleibt, und sei es als schmerzhafter Kontrast, um einer aussterbenden Spezies nachzutrauern.⁴ Als Sehnsuchtsorte wahrer Gelehrsamkeit dienen in der Gegenwart dann die betrieblichen Ausnahmesituationen der Institutes for Advanced Study, die im turbulenten Wissenschaftsbetrieb Reservate anbieten – nicht weil sie Laborräume, Personal, Gerätschaften sowie andere kostspielige und organisationsaufwendige Ressourcen zur Verfügung stellen, sondern einen ruhigen, abgeschiedenen Arbeitsplatz [→ Kap. 27].⁵

Das auch in den Geisteswissenschaften selbst gepflegte Leitbild der einsamen Schreibtischarbeit wurde also durch die fundamentalen Veränderungen von Wissenschaft und Universität kaum angegriffen.⁶ Als Gesamtbild hat es aber nie gestimmt und die enorme Fülle an Aktivitäten verdeckt, die den Alltag in der Kombination von Forschung, Lehre, akademischer Selbstverwaltung und öffentlichkeitswirksamer Kommunikation bestimmten. Schon in der Etablierungsphase des modernen Wissenschaftssystems haderten Gelehrte mit den Spannungen, die sich aus dem Berufsbild etwa des Professors und den entsprechenden institutionellen Verpflichtungen einerseits und der Idee des Forscherlebens andererseits ergaben.⁷ Wer einen Blick in die Briefwechsel des 19. Jahrhunderts wirft, findet dort äußert umtriebige Personen, die kollegiale Netzwerke und Feindschaften pflegen, Dienst- und Studienreisen planen, um die angemessene Ausstattung von Arbeitsräumen ringen, ins Prüfungswesen eingebunden sind, über die Abstimmung von Forschung und Lehre rätseln, in ihren Vorlesungen und Seminaren mit ganz diversen Bildungsvoraussetzungen und Erwartungen der Studierenden zurechtkommen müssen, wissenschaftspolitische Entscheidungen halbwegs vernünftig zu integrieren versuchen, Mitarbeitende einweisen und qualifizieren, Querelen in Projekten schlichten oder Zeitungsartikel für das größere Publikum lancieren. Dazwischen finden sich die kostbaren Minuten des Lesens, Exzerpierens und Annotierens von Quellen und Forschungsbeiträgen, für das Skizzieren, Projektieren und Schreiben von Büchern, Aufsätzen, Miszellen, Gutachten oder Anträgen. Und dann bleibt möglicherweise noch ein wenig Zeit für Familie, Freundinnen und

Freunde und hier und da für ein paar Urlaubstage – in denen man mit dem Bleistift in der Hand weiterliest.

Uns geht es im Folgenden um das Gemisch von Praktiken, das den Alltag des geisteswissenschaftlichen Arbeitens bestimmt. Wir möchten dabei den Blick insbesondere darauf lenken, dass es sich bei dieser Praxis stets um eine vielfältige, soziale und kollektive Aktivität handelt. Selbst eine so unscheinbare und einsame Praktik wie das individuelle Anstreichen einer interessanten Stelle in einem Buch erweist sich als ein Vorgang, der unverständlich bleibt, solange man nur auf eine einsame Person blickt und nicht auch auf das ganze Drumherum [→ Kap. 1, 2 u. 18]. Die Ökonomie der Geistesarbeit, für die wir uns interessieren, besteht im Wesentlichen in der Kunst der Moderation unterschiedlicher Interessen, Absichten und Anliegen, die sich mit dieser Aktivitätsfülle verbinden.

Krisen des Geistes

Die Geisteswissenschaften, so scheint es, sind in der Gegenwart nicht nur dann interessant, wenn sie ihre betriebliche Seite zeigen, sondern auch, wenn sie sich in der Krise befinden oder im Krisenmodus thematisiert werden können – meistens handelt es sich ohnehin um zwei Seiten einer Medaille.⁸ Was in den Geisteswissenschaften geschieht, erfährt besonders dann eine erhöhte Aufmerksamkeit, wenn diskutiert wird, was ihnen gerade nicht so gut gelingt. Als 1991 aus sozialwissenschaftlicher Perspektive »die erste quantitative und institutionelle Gesamterhebung der Entwicklung der Geisteswissenschaften an bundesdeutschen Universitäten seit Mitte der fünfziger Jahre« vorgelegt wurde, setzte die Einleitung nicht umsonst mit einem Kapitel über »Die Geisteswissenschaften und ihre Krise« ein.⁹ Schon die Rubrik »Geisteswissenschaften« selbst war und ist eine äußerst krisenanfällige Bündelung, in der sich die entsprechenden Fächer mehr oder weniger gut aufgehoben fühlen und entsprechend mit dieser Einordnung hadern.¹⁰ Wir verbinden mit »Geisteswissenschaften« übrigens keine besonders emphatische oder kämpferische Auffassung, sondern nehmen den Begriff als nach wie vor verbreitete Bezeichnung für eine lose Gruppe von Fächern, die sich typischerweise zu Mitgliedern einer philosophischen Fakultät eignen, bestimmte Kooperationsneigun-

gen entwickelt haben und sich wechselseitig besonders intensiv beobachten.

An den Geisteswissenschaften werden also mit Vorliebe Fehlstellen thematisiert und nicht das, was dort tagtäglich gemacht wird. So entstehen lange Wunschlisten, die sie erfüllen sollen, ohne dass ein Interesse daran besteht, was tatsächlich geleistet wird. Dieses schiefe Bild der Geisteswissenschaften hat viel damit zu tun, dass sie bislang primär aus der Perspektive der Theorie und nicht aus der Perspektive der Praxis wahrgenommen worden sind: Aus einer nicht selten philosophischen Blickrichtung wurden immer wieder theoretische Überlegungen angestellt, was Geisteswissenschaft eigentlich sein und leisten sollen – sehr häufig ohne sich dafür zu interessieren, was die Geisteswissenschaften in ihren sehr unterschiedlichen Ausprägungen tatsächlich tun und tun müssen. Während sich in der theoretischen Reflexion über die Naturwissenschaften schon lange die Auffassung durchgesetzt hat, dass derartige Überlegungen nur sinnvoll sein können, wenn man den Gegebenheitsweisen und praktischen Vollzugsformen der Forschung viel Aufmerksamkeit widmet und etwa die Einsichten der Laboratory Studies einbezieht, scheint sich diese Auffassung im Rahmen der theoretischen Reflexion der Geisteswissenschaften noch nicht etabliert zu haben. Womöglich weil man ohnehin dazu neigt, diese Gegebenheitsweisen und Vollzugsformen als defizitär zu empfinden – womit wir wieder bei der Krise als grundlegendem Wahrnehmungsmodell der Geisteswissenschaften wären.

Debatten setzen typischerweise mit der dramatischen Beobachtung ein, die Geisteswissenschaften befänden sich »weltweit in einer Krise«¹¹ oder es bestünden »Anzeichen eines sich beschleunigenden Niedergangs hin zu ihrem historischen Ende«.¹² Es ist keine sehr neue These, dass sich »die Geisteswissenschaften für die Zukunft schlecht gerüstet« zeigen und sich daher entweder grundlegend »ändern« oder »untergehen« müssen.¹³ Nicht selten wird dabei über die »Geisteswissenschaften schlechthin« verhandelt, obwohl, wie kritisch dagegen eingewandt wurde, meist spezifische »Problemlage[n] [...] von bestimmten Geisteswissenschaften« (und vielleicht auch bestimmten Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern) zu diskutieren wären.¹⁴ Selbst wenn nur einzelnen Fächern, etwa aus dem weiten Bereich der Literaturwissenschaft, mit sorgenvoller Miene der Puls gemessen wird,¹⁵ bleibt

es bei einer forsch verallgemeinernden Rhetorik: Das ausgewählte Fach¹⁶ befinde sich als solches und insgesamt »in Dauerkrise«.¹⁷

Bemerkenswert an den genannten Krisendiagnosen ist, dass sie unausgesprochen meist eine Perspektive privilegieren, etwa die einer bestimmten Statusgruppe. Ist aber eine Krise der Geisteswissenschaften eine Krise der Studierenden, des »Mittelbaus« oder der Professorinnen und Professoren? Und wie steht es mit den Mitarbeitenden im Bereich »Technik, Service und Verwaltung«? Befinden sich Promovierende in derselben Krise wie Postdocs oder bedeutet die Krisenbewältigung auf der einen Seite die Krisenverschärfung auf der anderen? Und wie verhält sich die Personalsituation in unterschiedlichen Fächern? Von der Position mancher fest angestellter Hochschullehrerinnen und -lehrer aus gesehen mag die Forderung nach verlässlichen Berufsbiografien, die unter dem Label »#IchBinHanna« für gewaltige Bewegung gesorgt hat, vornehmlich den legitimen Konkurrenzdruck einer meritokratisch organisierten, vielleicht auch notwendigerweise idealisierten Universität gefährden, also mehr Probleme mit sich bringen als lösen und damit in die Krise führen.¹⁸ Aus Perspektive des engagierten »Mittelbaus« verhält es sich genau umgekehrt: Die Rhetorik der Bestenauslese zementiere letztlich Strukturen und führe dazu, dass viele begabte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das System enttäuscht verlassen. Statt für intellektuelle Qualität Sorge die meritokratische Idealisierung unter der Hand für eine Auslese, die nichts mit Leistungswillen und -fähigkeit zu tun habe, viel hingegen mit habituellen Dispositionen oder finanziellen Voraussetzungen.¹⁹

Eine andere typische Blickverengung betrifft unausgesprochen nationale Perspektiven. Leiden die geisteswissenschaftlichen Fächer in Österreich oder der Schweiz unter denselben Krisen wie die in Deutschland? Wie steht es um die Geschichtswissenschaft in Spanien, die Philosophie in Frankreich, die Germanistik in Großbritannien, die Kunstgeschichte in Polen oder die Musikwissenschaft in Italien? Befinden diese sich in vergleichbaren Krisen? Oder in anderen Krisen? Oder in gar keiner Krise? Von außereuropäischen Universitätssystemen ganz zu schweigen. Zweifellos lassen sich in einigen Ländern in den letzten Jahren abrupte Schließungen von Departments, rabiate Kürzungen von Fördermitteln oder eine Zunahme an politischer Reglementierung konstatieren.²⁰ Diese Maßnahmen werden dann von nationalen Krisendiskursen begleitet,

ohne dass meist klar würde, wo die Ähnlichkeiten und Unterschiede zu den Krisen in angrenzenden Ländern und deren Wissenschaftssystemen liegen. Betrachtet man etwa die Förderpolitik des National Office for Philosophy and Social Sciences (NOPSS), einer Art chinesischem Pendant zur DFG in den Geistes- und Sozialwissenschaften, wird man in den letzten Jahren eine stetige finanzielle Unterstützung der Geisteswissenschaften finden – mit positiven und negativen Ausnahmen wie etwa der »ausländischen Literatur«, die Einbußen zu verzeichnen hat, der »Weltgeschichte«, die offenbar wichtiger genommen wird, oder der »Chinesischen Geschichte«, die geradezu einen Boom erlebt.²¹ Dass sich dies nicht einfach auf andere Wissenschaftssysteme übertragen lässt, liegt auf der Hand.

Eine weitere Besonderheit liegt darin, dass im chinesischen Wissenschaftssystem weniger das studierte Fach als die Universität, an der man studiert, bestimmte Karrierewege vorgibt. Daher liegt eine Entwicklung wie etwa in den USA eher fern, wo das Renommee der Universität gemeinsam mit der Entscheidung für einen Studiengang wichtig sind. Wenn sich die Studierenden für bestimmte Fächer zunehmend weniger interessieren, provoziert dies partielle Krisen. Es handelt sich um eine dramatische Entwicklung schon deswegen, weil die geisteswissenschaftlichen Disziplinen dort über die Studiengebühren finanziert werden.²² In den USA vermag auch die Förderung von Seiten des Staates oder der Wirtschaft diesen Schwund nicht auszugleichen, weshalb der klassische Philologe Justin Stover in einem vielgelesenen Essay die Situation der anglo-amerikanischen Geisteswissenschaften in sehr dunklen Farben gemalt hat: »Die Geisteswissenschaften liegen nicht etwa im Sterben. Sie sind so gut wie tot.«²³ Malt man die Krise in derart dunklen Tönen, sieht man möglicherweise bald überall nur noch tiefschwarz: Auch Stover schlägt die Geisteswissenschaften als solche über den angloamerikanischen Leisten. Ist aber die Situation im deutschsprachigen Raum tatsächlich ähnlich schlimm? Oder – um in den USA zu bleiben – in »Harvard«, »Stanford« oder »Yale« genauso wie in einer Bildungseinrichtung, in deren Titel »Southern«, »Northern«, »Eastern« oder »Western« vorkommt?²⁴ Drastische Katastrophenbilder, die auf alle Grautöne verzichten und keine geografisch differenzierte Lagebeschreibung anstreben, müssen wohl in einem wissenschaftspolitischen Quietismus münden, der darauf besteht,

dass sich die Geisteswissenschaften gar nicht mehr um »Rechtfertigungen für [ihr] Tun« bemühen sollten, weil es letztlich ohnehin »keine guten Gründe zur Verteidigung [...] gibt«.²⁵

Meist wird auf die gängigen Krisendiagnosen aber auf andere Weise reagiert: Einerseits erfolgt eine nicht minder stereotype Kritik eines überzogenen »Krisengerede[s]«,²⁶ Es wird also auf das »Elend des Krisengeredes«²⁷ hingewiesen und darauf, dass die Rede über die »Dauerkrise« bestimmter Fächer so alt ist wie diese Fächer selbst,²⁸ dass es sich bei dem Lamento mithin um einen etablierten »Topos« handle – wobei der Einwurf, dass die Krise nur ein Topos sei, selbst topischen Charakter gewinnt.²⁹ Andererseits finden sich vielfach Vorschläge, wie man die Geisteswissenschaften aus ihrer Krise endlich befreien könne. Den krisengeschüttelten Disziplinen werden dann nicht selten große Aufgaben aufgetragen: Sie sollen ihre feste Bestimmung endlich in der Bearbeitung einer als krisenhaft verstandenen Moderne finden, für die Kompensation von Modernisierung verantwortlich sein, als Lieferantinnen großer Erzählungen dienen, nachhaltig Aufklärung fördern, lebenslange Orientierung schaffen oder Sinn stiften.³⁰ Angesichts derart vollmundiger Vorschläge kann man schon den Eindruck gewinnen, dass die eigentliche Krise sich daran ablesen lässt, dass mehr versprochen wird, als man einzulösen vermag.³¹ Die lange Liste der guten Ratschläge reicht jedenfalls von der Parole »Denker in die Produktion« über »Schreiben lernen« oder »Vergesst die Medien« bis »Mehr Bildzeitung für die Geisteswissenschaften« oder »Aufs Ganze gehen!«.³² Selten sind in den recht vorhersehbaren Debattenverläufen allein Beiträge, die eine Krisenhaftigkeit abstreiten und sich zu der These durchringen, es gebe gar keine Krise.³³

Entscheidend ist für uns nun aber ein anderer Aspekt: Die meisten Diskussionen der Geisteswissenschaften konvergieren in einer größeren Öffentlichkeit in Krisendiagnosen, doch die beobachteten Krisenphänomene divergieren radikal. Krisenphänomene sind in den Debatten unter anderem: Probleme durch permanentes Größenwachstum (Expansionskrise) oder durch Stellenstreichungen (Marginalisierungskrise); zu viele Studierende (Massenfächer) oder zu wenige (Orchideenfächer); zu wenig Interdisziplinarität (Versäulung) oder zu viel (Verlust von Disziplinarität); Überspezialisierung oder Entspezialisierung; zu viel Fachsprache (Jargon) oder das Fehlen jeglicher Fachterminologie (Unwissenschaftlichkeit); Me-

thodenüberfluss oder Methodenmangel; eklatante Theorieschwäche oder unerträgliche Übertheoretisierung; zu wenig Geschichte (ahistorischer Ästhetizismus) oder zu viel (anästhetischer Historismus); mangelndes Interesse an vertieften Einzelanalysen (keine Detailforschung) oder überzogene Versessenheit auf mikrologische Einzelheiten (keine Syntheseleistung). Und nicht nur das: Die in den Geisteswissenschaften verfassten Bücher seien alle zu dick (niemand kann das mehr lesen) oder es gelinge nicht mehr, umfassende und umfangreiche Monografien zu schreiben (alle verzetteln sich in kleine Formen, denen der lange Atem fehlt); es mangle an medialer Resonanz (Kritik des Rückzugs in den akademischen »Elfenbeinturm«) oder es störe die mediale Dauerpräsenz und damit einhergehende »modische« Anpassung an Gegenwartsdebatten (Kritik der Anmaßung von Allzuständigkeit); es fehle eine Politisierung im Hinblick auf Gegenwartsfragen oder es fehle die wissenschaftliche Distanz zum politischen Tagesgeschäft; die Geisteswissenschaften litten am permanenten Schielen nach Drittmitteln oder am disziplinären Desinteresse an Wettbewerb (im Gegensatz z. B. zu den Naturwissenschaften); es wird der endgültige Verlust der sozialen Trägerschicht des Bildungsbürgertums oder das krampfhafteste Festhalten an dieser »überkommenen« Trägerschicht beklagt; schließlich wird das Fortbestehen eines Kanons (Kritik der kulturellen Exklusion) oder der endgültige Verlust des Kanons (Kritik des Traditionsverlusts) als Ursache der Krise festgemacht. Die diversen Beobachtungen von Krisenphänomenen münden dann auch in ganz unterschiedlichen Krisenbeschreibungen (Legitimitätskrise, Finanzierungskrise, Leistungskrise, Überlastungskrise, Marketingkrise). Nur darüber, *dass* eine Krise bestehe und dass diese Krise *die* Geisteswissenschaften oder zumindest einzelne Fachgruppen oder Fächer als Ganzes betreffe, besteht meist ein Konsens.

Wie der Literaturwissenschaftler Louis Menand hervorgehoben hat, hat sich in den USA mittlerweile ein eigenes Buchgenre etabliert, das die krisenhaften Geisteswissenschaften publizistisch bewirtschaftet.³⁴ Tatsächlich gibt es schon seit langem mehr Krisendiagnosen und wohlmeinende Rettungsappelle, »als irgendjemand verkraften kann«.³⁵ Auch lässt sich mittlerweile eine gewisse Banalisierung der Krisendiagnose beobachten.³⁶ Diese Tendenz mag damit zu tun haben, dass Krisenzuschreibungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften eines der erfolgreichsten Modelle sind,

sich auf Gegenwart zu beziehen. Die konstatierte Krise ist dann legitimer Ausgangspunkt, um über sich nachzudenken und sich in der Gegenwart zu positionieren. Dies gilt nicht selten auch für die kulturellen Bereiche, die die Geisteswissenschaften berühren und betreffen: Dort befinden sich etwa ›die‹ Literatur oder ›die‹ Literaturkritik in der Krise; ›das‹ gute Buch, ›das‹ aufmerksame Lesen oder ›die‹ humanistische Bildung sind wiederkehrend in krisenhaften Konstellationen. Und über ›den‹ Intellektuellen, gleichsam die öffentliche Verkörperung der Geisteswissenschaften, lässt sich im Grunde schon gar nicht mehr anders als im Modus der Krisendiagnose diskutieren. Nicht nur verschiedene Geisteswissenschaften, sondern auch die an sie angrenzenden kulturellen Felder verhalten sich krisenhaft.

Diese Diagnose lässt sich mit unterschiedlichen polemischen Pointen versehen. So hat etwa der kanadische Literaturwissenschaftler Andrew Piper, der für seine Pionierbeiträge zu den Digital Humanities weltweites Renommee genießt, in seinem Debattenbeitrag *Can We Be Wrong?* auf die selbst gestellte Frage, was denn in seinem Fach nicht stimme, im Gestus der globalen Krisendiagnose geantwortet: eigentlich alles. Er sieht die Literaturwissenschaft nicht nur in einer Replikations- oder Verifikationskrise, sondern auch in einer Generalisierungskrise. Auf Grundlage ziemlich willkürlich ausgewählter Lektüren, so die kritische Beobachtung, würden ohne Unterlass haltlose Verallgemeinerungen vorgenommen.³⁷ Neu ist diese Krisenanalyse Pipers allerdings nur insofern, als sie das gängige und nicht selten auch berechtigte Argument gegen geisteswissenschaftliche Übergeneralisierung selbst in höchstem Maße generalisiert. Das Argument wird von allen konkreten Kontexten, wie sie für die literaturwissenschaftliche Argumentationspraxis charakteristisch sind, abgelöst und auf die Literaturwissenschaft als Ganze verallgemeinert. Es ist nun nicht mehr diese oder jene Behauptung in dieser oder jener germanistischen Studie, die sich einer Übergeneralisierung schuldig macht, es ist die *gesamte* Literaturwissenschaft, die von einer überall grassierenden Praxis der Übergeneralisierung in eine tiefgreifende Krise gestürzt wird.³⁸

Für uns ist an dieser Stelle entscheidend, dass selbst die Kritik an schlechten Verallgemeinerungen genau dies tut: schlecht verallgemeinern, und dass dies eine wesentliche Bedingung dafür ist, eine große Krise zu behaupten. Bis in die Gegenwart legitimieren sich

umfassende Versuche der methodologischen »Grundlegung der Geisteswissenschaften« damit, dass sie die geisteswissenschaftlichen Disziplinen der Gegenwart »bis ins Mark gefährdet« sehen.³⁹ Derart globale und grundsätzliche Krisenzuschreibungen werden jedoch, wie wir in unserem Buch zeigen möchten, nicht einmal der tatsächlichen Krisenhaftigkeit der geisteswissenschaftlichen Praxis gerecht, die bestimmte Orte, bestimmte Teile von Fächern, bestimmte Personen, bestimmte Fragestellungen, Theorien oder Themen betreffen. Statt pauschale Krisendiagnosen zu stellen und dann diskursiv zu bewirtschaften, gilt es genau zu beobachten, wo und wie in den Geisteswissenschaften überhaupt Krisen entstehen: Wie werden sie konkret ausgelöst und beobachtet, wie bearbeitet und aufgeklärt? Wann und warum lohnt es sich, sie zu thematisieren oder vielleicht sogar zu dramatisieren?

Die Perspektive, auf die es uns vor allem ankommt, liegt jedoch noch ein wenig anders. Der Hinweis auf die differenzierten Gegebenheiten lässt sich nämlich wiederum leicht in eine Krisendiagnose wenden: Gerade die Geisteswissenschaften leiden dann unter einem Mangel an Einheit und Übersichtlichkeit beziehungsweise unter dem, was wir im Folgenden immer wieder als strukturelle Überforderung thematisieren werden. Die Themenfelder haben sich entgrenzt, die Methoden und Theorien immer weiter ausdifferenziert, die Arbeitsanforderungen im Quadrat von Forschung, Lehre, Verwaltung und Wissenschaftskommunikation vervielfältigt und die Ansprüche, die an die Fächer der Geisteswissenschaften herangetragen werden, multipliziert, nicht zuletzt von Seiten der Studierenden, denen ihrerseits eine immer größere Heterogenität im Blick auf ihre Eingangsvoraussetzungen zum Studium attestiert wird. Es ist kein Zufall, dass in der Hochzeit der Reformdiskussionen in den 1960er Jahren ein gemeinsamer Befund der unterschiedlichen Debattenbeiträge etwa von Helmut Schelsky, Karl Jaspers, Georg Picht oder Ralf Dahrendorf in der Überforderungs- und Überlastungskrise bestand, aus denen allerdings unterschiedliche Forderungen abgeleitet wurden: mehr Stellen, neue Institutionen (etwa Fachhochschulen), Egalisierung von Entscheidungsverfahren, Abschaffung von strukturellen Barrieren (etwa der Disziplinengliederung) und vieles andere mehr.⁴⁰ Die Widersprüchlichkeit der Krisendiagnosen, die wir oben aufgelistet haben, resultiert auch aus dieser überbordenden Vielzahl an Erwartungen, von denen je